

UMSCHAU

Kundschafter des christlichen Kosmos

Das ist doch mehr als ungewöhnlich: Ein Landpfarrer, der sich weit über seine Heimat hinaus eine „persönliche Gemeinde“ schafft mit einem Dutzend bedeutender Bücher und diese Bücher ausgesprochenermaßen mit Lust am geistigen Abenteuer schreibt, sich diese Lust auch beim Leser wünscht. Dabei kommt es ihm aber keineswegs auf Sensation an, sondern er wagt nur deshalb, die geistige Geborgenheit mit Unsicherheit und Wagnis zu vertauschen, um ins Weite und Tiefere zu gelangen. Nun, ein ungezügelter Schweifen so abholder Denker wie Josef Pieper hat gelegentlich den „adventures of ideas“ das Wort geredet.

Der Landpfarrer, von dem im folgenden die Rede sein wird, hat auf seinem Lebensweg nach seinen eigenen Worten viele Geisteswelten durchschritten, die mit seiner angestammten Glaubenswelt in Widerspruch stehen. Sein Glaube ging ihm aber dadurch nicht verloren, wurde vielmehr sogar gestärkt und befruchtet. Andererseits bekennt dieser geistliche Schriftsteller, daß ihn sein Leben lang das jenseits unserer Welt Liegende an dem „liebenswerten Existenzwunder“ fasziniert habe.

Karl Pfleger – um ihn handelt es sich – wurde vor fast neunzig Jahren, am 6. Oktober 1883, in einem Dorf bei Straßburg geboren und wirkte zeitlebens in der Landseelsorge seiner elsässischen Heimat. Schon die äußere Umwelt ließ ihn daher immer in der Natur als Schöpfung verwurzelt bleiben. Die durchtragende Erfahrung, daß das liebenswerte Leben zugleich ein unabsehbares Abenteuer ist, bildet den zweiten Pol seines Denkens und Schreibens. Nur wenn wir „mit grenzenloser Neugier“ stets aufs neue die Welt betrachten, in die wir gestellt sind, finden wir auch den Weg zum absoluten Sein, und nur

wenn der Mensch sich diesem zuwendet, entgeht er einer furchtbaren Entmenslichung. Pfleger teilte deshalb mit seinem Freund, dem Münsteraner Philosophieprofessor Peter Wust, die Überzeugung, daß Erkennen ohne Bekennen letztlich unfruchtbar ist. Und so kommt das Herz des Priesters von seinem ersten Buch, „Im Schatten des Kirchturms“ (1932), bis zu seinem bisher letzten, „Glaubensrechenschaft eines alten Mannes“, die der Vierundachtzigjährige 1967 vorlegte¹, immer wieder zu Wort. Nie aber geht es ihm um Dozieren oder Erbauen oder Moralisieren. Vielmehr spürt er lediglich der „Diaphanie Gottes“ nach, und zwar mit Vorliebe gerade dort, wo bloße Rechtgläubigkeit sie am wenigsten vermuten möchte, so schon in seinem erfolgreichsten frühen Buch „Geister, die um Christus ringen“. Pfleger verweist darauf, daß ein Rimbaud, „der mit der Theologie so wenig zu tun haben wollte wie sie mit ihm“, Claudel den Glauben finden half, wie auch der Christ von leidenschaftlichen Glaubenssuchern, selbst wenn sie nicht bis ans Ziel gelangten, viel lernen könne. Noch aus dem Abgrund gebe es ja Botschaften. Und so ist er nicht nur „verwegenen Christozentrikern“ nachgegangen, sondern auch Gegnern des Christentums, ja der Religion so weit gefolgt wie nicht viele Priester seiner Generation. Nur ein paar Beispiele für all dies. Indem er den schrankenlosen Amoralismus eines André Gide hinterfragt, vermag er ihn als Fluchterscheinung tiefer zu deuten. (Gides literarischen Rang stellt er hier, wie auch sonst

¹ Ebenso wie die beiden vorangegangenen Bücher „Nur das Mysterium tröstet“ und „Kundschafter der Existenztiefe“ im Knecht-Verlag, Frankfurt, erschienen.

immer, nur nebenbei zur Debatte.) Wenn sich aber Gide dann ganz von der Sinnenwelt gefangennehmen ließ, vermochte im Gegenteil die Tragik der menschlichen Existenz Dostojewski fast von der Glaubenswelt abzubringen. Doch nur fast: Pfleger betont gegenüber manchen Mißverständnissen, Dostojewskis Seele sei zwar wild, doch niemals gottlos gewesen, ja etwa der Vergleich der Urgestalt und der endgültigen Fassung der „Brüder Karamasow“ zeige eine unerschütterte Christlichkeit. Erst recht kann Pfleger natürlich einem so verinnerlichten Christen wie Reinhold Schneider an die Seite treten, als dieser im Winter seines Lebens und seines Glaubens an den Rand des Unglaubens geriet („Winter in Wien“). Und Charles Péguy, dieser unvergleichliche Geist, der heute leider schon allzu vielen außer Sicht gekommen ist, gilt auch ihm als „guter Sünder“, wie er sich selber nannte. Pfleger spricht vom christlichen Humanismus dieses radikal Frommen, der die Kirche verließ, weil er mit dem Geheimnis der ewigen Verdammung nicht fertig wurde (ohne zu wissen, daß er sich dabei in der Gesellschaft eines so überragenden Theologen wie Origenes befand, der durch eine von der Kirche allerdings zurückgewiesene Lehrmeinung diesen Abgrund aufzuhellen suchte). Péguy ließ seine Kinder nicht einmal taufen, und doch war er von Gläubigkeit so durchdrungen, daß er auch als „Freischärler der Kirche“ in Pflegers einfühlender Darstellung den kirchlich Gläubigen tief bewegt.

Wenn solch „extreme Existenzen“ sich einer christlichen Gnosis nähern, vermag das Pfleger nicht zu schrecken; hatte er doch gelegentlich darauf verwiesen, daß ein Klemens von Alexandrien, ein Gregor von Nyssa ihr nahestanden, und er hatte sich sogar auf Berdjajew eingelassen. Aber er bleibt sich seinerseits bewußt, daß „wir einem Gott gegenüberstehen, der in sich selbst und in seiner Schöpfung jedes Begreifen, jedes Umgreifen unmöglich macht“. Deshalb ist er nur um so dankbarer, wenn ein Religionsphilosoph wie Friedrich v. Hügel ihm wenigstens die Wirklichkeit unserer Welt und des Menschen auf Gott

hin transparent werden läßt. Bei Hügel war das eine Verbindung von Glauben und Wissen, die man bezeichnenderweise damals als modernistisch mißverstand. Aber für Pfleger gilt hier der Satz Mauriacs, daß in mehr als einem Fall eine Häresie nur darin bestand, daß einer fünfzig Jahre zu früh recht hatte.

Teilhard de Chardin hat einmal zu bedenken gegeben, daß es sich auf alle Fälle lohne, eine Lehre wenigstens zu verstehen, die einem tiefen Bedürfnis unserer Zeit zu entsprechen scheint. Den gleichen Standpunkt nahm ja bei alledem Pfleger ein, und zwar lang, bevor er die ihn förmlich aufwühlende Begegnung mit dem Schrifttum jenes großen Naturwissenschaftlers, Theologen und Mystikers machte. Diesem Bemühen gab aber außer dem geistigen Ertrag auch die Resonanz recht: Pflegers Bücher erreichten bis zu sieben Auflagen und wurden in mehrere Fremdsprachen übersetzt; die Theologische Fakultät Freiburg dankte ihm mit der Verleihung des Ehrendoktors, der französische Staat mit der Ernennung zum Ritter der Ehrenlegion, die Kirche mit dem Prälatentitel. Im übrigen hatte er nie beansprucht, der Wissenschaft zu dienen wie Hügel oder Peter Wust, auch wenn er sich auf Augustin wie auf Rahner, auf Pascal und Schelling wie auf Heidegger und Bloch beziehen kann, wohl aber mitzubauen an einer Brücke des Verstehens zwischen den Rand- und den Kirchenchristen. Das scheint ihm um so nötiger, als ihn sein lebenslanger Umgang mit der Existenz Erfahrung und Existenznot des heutigen Menschen in der Überzeugung bestärkte, daß auch das Existenzbewußtsein des Christen ewig lebendig und ewig fließend ist.

Solche innere Beweglichkeit könnte bei einem Menschen überraschen, der zeitlebens auf dem Dorf gewohnt hat. Und wenn er zudem einen Großteil seiner Geistesarbeit dem Studium und der Abfassung von irgendwie meditativen Büchern gewidmet hat, erstaunt er uns mit der Einsicht, irgendeine charakteristische Erscheinung des menschlichen Lebens, beispielsweise die Technik, die moderne Wirtschaft, die soziale Frage, aus dem Prozeß der Verchristlichung auszuschließen,

an ihr passiv vorübergehen zu wollen wäre ein neuer Doketismus. So konnte es nicht ausbleiben, daß er früher oder später sich mit der Naturwissenschaft konfrontiert sah und sich mit ihr auseinandersetzen mußte. Das geschah eben bei seiner Begegnung mit Teilhard de Chardin. Der Kernbegriff, der ihn dabei faszinierte, war aber die Evolution. Durch das Geheimnis der menschlichen Evolution schien ihm sogar ein wissenschaftlich gesicherter Aufstieg zum Kosmos und über ihn zu Gott möglich, also wie bei Teilhard vom naturwissenschaftlichen Befund bis zum Mysterium. Weil Teilhard jedoch den gesamten Kosmos sich bis zum Ende theozentrisch entwickeln sah, fand Pfleger da eine kosmische Theologie, wie das Mittelalter (Bonaventura) sie gekannt, die Neuzeit dagegen verloren hatte. Deshalb aber, so meint er, habe man den grenzenlosen Himmel *über* sich und die mütterliche Erde *unter* sich zu wissen verlernt.

Die Lehre von der Gottverbundenheit aller Dinge und des Menschen, ja aller Dinge und Wesen im Menschen war Pfleger von seiner Beschäftigung mit dem östlichen Denken (Solowjew, Bulgakow) her nicht fremd und durch Bücher wie die von Frank-Duquesne und zumal De la Noé noch überzeugender geworden. In der wissenschaftlichen Evolutionslehre glaubte er jetzt auch einen innerweltlichen Ansatzpunkt für das christliche Mysterium der Inkarnation in den Griff zu bekommen: der Mensch als Bindeglied zwischen dem All, der Vielfalt der Welt, und dem Einen, der dahintersteht. Auf dieser Einsicht vermöge ein neuer Humanismus aufzubauen. Christus als Gottmensch integriert aber nicht nur die Welt, sondern transzendiert auch das tiefste Mysterium des Menschen, die innerweltlich nicht aufhebbare Tragik des Leids, indem er es durch sein Leiden und Kreuz ganz in sich hineinnimmt und auferstehend überwindet. Daran kann keinem mehr liegen als unserm „Kundschafter der Existenztiefe“, der sich deren Tragik in seinen Schriften immer aufs neue stellt. Dazu noch sein persönliches Bekenntnis: Der allwaltende, alles ordnende Gott habe nie völlig

sein Herz gewonnen, aber in Christus habe er geoffenbart, wie unermesslich viel wir inmitten des Kosmos ihm wert sind. Letztlich führe überhaupt die Dynamik der Evolution mehr noch als die Statik der Weltordnung jeden, der die Evolution ganz ernst nimmt, in ein vertieftes Christentum zurück.

Es ist ein sehr langer Weg, den Karl Pfleger vom „Schatten des Kirchturms“ bis zu seinen kosmologischen Spekulationen durchgemessen hat: Gott auf dem Hintergrund der geschaffenen Natur – Gott bei Außenseitern des Christentums und Randchristen – Gott in der Evolution der Welt – Gott im Mysterium des Kosmos. Gleichgeblieben sind dabei sein priesterlicher Impuls, die Lebendigkeit der Darstellung und die Lust am geistigen Abenteuer. Geändert hat sich allerdings die Eingängigkeit. Die Naturverbundenheit sprach auch das Gefühl mit an; die „extremen Existenzen“ waren, zumal in der Hoch-Zeit von Pflegers Erfolgen, selbst für Fernerstehende „interessant“. Kosmologische Spekulationen aber sind nicht jedermanns Sache, und eine „kosmologische Theologie“, in der sogar der Begriff „kosmologische Erbsünde“ vorkommt, befremden abendländische Geistesart. Noch weit mehr sogar als die okkulten Erscheinungen, auf die sich Pfleger im Alter eingelassen hat. Einen Zugang bildeten da die Erfahrungen seines großen evangelischen Amtsbruders und Landsmanns aus der Goethe-Zeit, Johann Friedrich Oberlin. Dann aber stützt er sich sogar auf Analysen des nicht christlichen Tiefenpsychologen C. G. Jung und dessen „Freundschaft mit dem Unbewußten“ (Jungs eigenes Wort). Dabei ist er nach wie vor nicht unkritisch. Er zieht sogar die Möglichkeit in Betracht, daß die Evolutionslehre nicht auf einem Faktum, sondern nur auf einer Hypothese beruhe. Schließlich kommt er aber doch zu dem Ergebnis, sie bahne zusammen mit dem biologischen Prozeß einer geistigen Entwicklung den Weg, die eine „Ekstase der Zuversicht“ verdiene. Er wisse zwar nicht, ob er das Naturwissenschaftliche – selbst mit Astronomie hat er sich um seines Weltbilds willen befaßt – alles richtig verstanden habe. Aber das wisse er bestimmt, daß er von gan-

zum Herzen wünsche, es sei in seinem Sinn richtig.

Naturphilosophie ist immer eine besonders umstrittene Disziplin. Teilhard de Chardin wurde bekanntlich von entgegengesetzten Seiten her angegriffen: Theologen wie Maritain und Gilson bezichtigten ihn einer unzulässigen Gnosis; Naturwissenschaftler wie sogar Portmann warfen ihm ein Hinübergleiten aus ihrer Sichtweise in die eines Mystikers vor. Grundsätzlich wird man heute nur mit besonderer Behutsamkeit zwischen den Ergebnissen der Naturwissenschaften und dem Glauben Beziehungen feststellen oder gar herstellen dürfen. Pfleger hat zwar recht, wenn er es für einen Unfug erklärt, aus der notwendigen Beschränkung der Naturwissenschaften auf die Erfahrung negativ die Unmöglichkeit des Übersinnlichen und Absoluten herzuleiten. Aber als methodisch unerlaubte Extrapolation gilt dem Naturwissenschaftler jeder positive derartige Versuch eben doch. Und Heinz Robert Schlette hat einmal warnend den Satz geschrieben, daß der Weg zu Gott über die Erfahrung der sichtbaren Welt immer üngangbarer werde.

Pfleger leidet gewiß tief an der immer stärkeren Abwertung der Natur zur Sklavin der Technik, an der Entwürdigung des Menschen zum Leistungsfaktor und insbesondere selbstverständlich an dem schon endemisch gewordenen praktischen Atheismus, der gar nicht mehr Gott und den Gottmenschen bekämpft,

sondern einfach ignoriert. Und dennoch erblickt Pfleger in alledem nicht eine „Machination des Teufels“, sondern eine heilsame geistige Entwicklung.

Im letzten Kapitel seines bisher letzten Buchs schreibt Pfleger, alten Leuten fielen meist die Zähne und die Haare aus, leider dagegen nicht immer die Probleme. Bei einem Menschen aber, der sich zeitlebens mit so schweren Problemen abgeplagt habe wie er, sei jetzt der Ausblick auf das Mysterium geradezu eine Tröstung (schon ein früheres Buch hatte er ja betitelt: „Nur das Mysterium tröstet“). Auf der Straße des universalen Mysteries wolle er – der damals 84-, jetzt fast 90jährige – dem Ende, der Vollendung entgegengehen. Müssen wir das nur als das Bekenntnis eines hochverdienten alten Mannes hinnehmen, oder hat es uns nicht doch trotz aller Zeitströmungen unmittelbar etwas zu sagen? Wenn die Naturwissenschaft alles zerfasert, die Technik alles rationalisiert, die Gesellschaft alles entpersönlicht – ist es da nicht sogar aktuell, daß Pfleger die geradezu geheimnisvolle Würde des Menschen aufzeigt und das heute so vernachlässigte Mysterium, im tiefsten das des Gottmenschen, der oft leichtfertig ausschließlich humanisiert wird, wieder ins Blickfeld rückt? Eines seiner Bücher hieß „Christozentrische Sehnsucht“. Diesen Mittelpunkt seines Schaffens sollte man über allen Einzelheiten nie vergessen; der Blick auf ihn tut uns not. *Karl Schaezler*

Leistungsgesellschaft und Mitmenschlichkeit

Eines der Schlagwörter, mit dem die studentische Linke am meisten Verwunderung und Unsicherheit in konservativen Kreisen hervorgerufen hat, ist die Kritik an der „Leistungsgesellschaft“. Die Väter, stolz auf die Leistung des wirtschaftlichen Wiederaufbaus nach dem verlorenen Krieg, werden heute eben dafür von ihren Söhnen kritisiert, daß sie die Gesellschaft zu sehr nach dem Leistungsprinzip aufgebaut hätten. Der Hinweis darauf, daß wirtschaftlicher Wohl-

stand, den alle bejahen und an dem alle teilhaben wollen, nicht ohne Leistung möglich ist, macht wenig Eindruck. Was ist der berechtigte Kern dieser Kritik? Läßt die junge Generation die Bereitschaft zur Leistung überhaupt vermissen? Welche Alternativen zur Leistungsgesellschaft stehen zur Verfügung?

Mit diesen Fragen befaßte sich die dritte wissenschaftliche Tagung des Katholisch-Sozialen Instituts der Erzdiözese Köln vom 7.-10.